

Zeitschrift: Fachblatt für schweizerisches Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers
Band: 31 (1960)
Heft: 5

Artikel: Heim oder Elternhaus : zur Erziehung blinder Kinder
Autor: Engler, Marie
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-807767>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 09.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

So sprach der ältere Bruder des Schützlings. Was nützte es, dass wir ihm klarlegten, dass wir genau das, was er von uns verlange, in den letzten vier Jahren schon ein halbes Dutzend mal versucht hatten? Was nützte es, dass wir Beweis um Beweis auf den Tisch legten, dass ein solches Vorgehen, ohne all die Sicherungen, die sich auf Grund der gemachten Erfahrungen aufdrängen, verantwortungslos sei? Wir predigten tauben Ohren, und als dann gar noch der junge Arbeitgeber, in bester Absicht, ins gleiche Horn blies wie der ältere Bruder, mussten wir wieder einmal mehr der Sache den Lauf lassen . . .

Sechs Wochen dauerte es, dann aber krachte und blitzte es aus dem Bruderherz, dass selbst uns Hören und Sehen verging. Betrüger wurde er nun genannt. Der

Heim oder Elternhaus

Vorbemerkung: Seit einiger Zeit wird die Frage diskutiert, ob blinde Kinder im Elternhause oder in der Blindenanstalt erzogen werden sollen. Die Meinungen über diese wichtige Frage sind geteilt, wie dies ja auch in den verschiedenen, sehr lebhaft geführten Diskussionen im Zürcher Kantonsrat zum Ausdruck kam. Von der Leitung der Blindenanstalt in Spiez werden uns die beiden nachstehenden Stimmen «Ehemaliger» zur Verfügung gestellt, die wir unsern Lesern gerne zur Kenntnis bringen. Red.

*

Immer häufiger wird in letzter Zeit die Frage diskutiert, ob es nicht besser wäre, das blinde Kind statt in einem Heim im Elternhause zu erziehen und durch Spezialunterricht schulen zu lassen. Man glaubt, auf diesem Wege würden die blinden Kinder zu lebensfähigeren Menschen heranwachsen, als dies bei den «Anstaltskindern» möglich sei. Eigentlich wundere ich mich über diese Ansicht, sind doch gerade heutzutage so viele Eltern nicht mehr in der Lage, den Bedürfnissen ihrer gesunder Kinder gerecht zu werden. Ein behindertes Kind aber beansprucht mehr Zeit, Geduld und Liebe.

Im Radio wurde kürzlich über eine Blindenschule gesprochen, die in Zürich eröffnet werden soll. Was mich dabei geradezu erschreckte, war die Äusserung eines Blindenlehrers, man wolle die Kinder nicht mehr unnötig mit der Punktsschrift belasten; diese lasse sich durchs Tonbandgerät und durch die Schreibmaschine ersetzen. — Arme Kinder! Wie werdet ihr einst im Leben dastehen, wenn ihr nicht imstande seid, in stillen Stunden mit Genuss ein Buch zu lesen! Wie wollt ihr euch die Rechtschreibung aneignen, wenn ihr euch nicht im Lesen übt? — Nun, ich hoffe, diese Ansicht finde nicht weiter Gehör, zumal das Erlernen der Punktsschrift einem normal begabten blinden Kind keine grösseren Schwierigkeiten bereitet, als einem sehenden sein Alphabet. — Eine Blindenschule ohne Punktsschrift kommt mir vor wie ein Gebäude ohne Fundament. Ob aber die Erziehung im Heim oder im Elternhause geschehen soll, darüber liesse sich eher diskutieren.

Polizei müsse er übergeben werden. Nie mehr werde man sich um ihn kümmern!

Wie üblich, das Ende vom Lied. Manchmal ist es wirklich ein wenig bitter, immer und immer wieder gegen diese Mauer des Alles-besser-wissen-wollens anrennen zu müssen. Manchmal hat man wirklich ein wenig Mühe, immer und immer wieder gegen die Mauer des Misstrauens und der gedankenlosen Kritik kämpfen zu müssen. Dann erinnern wir uns jenes Wortes des Direktors einer Heilanstalt, der uns bei einem ähnlichen Erlebnis tröstete: «Lassen Sie die Angehörigen nur ihre eigenen Erfahrungen machen. Für diese Leute ist es oftmals das einzig wirksame Heilmittel, denn sie glauben weder uns noch Ihnen. Am eigenen Leib erfahren — und sie sind geheilt.»

Zur Erziehung blinder Kinder

Ich selber musste während meiner Kindheit zweimal im Jahr den schmerzvollen Abschied von Zuhause durchmachen. Die zweite Hälfte meiner Ferien war schon davon überschattet. Und die erste Zeit nach den Ferien? Da wurde abends im Bette noch manches Tränlein ins Kissen geweint. Trotz dieser trüben Erinnerungen glaube ich nicht, dass für mich eine Erziehung im Elternhause heilsam gewesen wäre. Ich war das Jüngste von sieben Kindern. Unsere Eltern sorgten aufs Beste für uns alle. Wenn ich es einmal wagte, allein in den Laden zu gehen, öffnete sich sicher im Nachbarhaus ein Fenster: «Pass uuf! Hüb Sorg!» — Ein mutiges Kind hätte sich durch solche Zurufe nicht einschüchtern lassen; ich aber war jedesmal froh, an der Hand der Mutter oder der Geschwister zum Krämer gehen zu dürfen. Auch durch andere kleine Geschehnisse liess ich mich entmutigen. Einmal holte ich beim Schulhausbrunnen Wasser. Ein Knabe schaute mir zu und fand es äusserst komisch, dass ich meine Fingerspitzen ins Wasser tauchte, um zu fühlen, ob der Krug voll sei; und als ich gar etwas Wasser ausschüttete, lachte der Bub hell heraus. Bestürzt und schluchzend lief ich heim und verklagte den Knaben, er habe mich ausgelacht. Von da an weigerte ich mich, Wasser zu holen. Vielleicht spürte ich damals zum erstenmal, dass ich nicht war wie die andern Kinder. — Ein kundiger Erzieher hätte vielleicht den rechten Weg gefunden, diesem Erlebnis den Stachel zu nehmen, und sicher hätte er mich dazu angehalten, nicht so leicht «die Flinte ins Korn zu werfen». Kann man aber von den Eltern, die unter der Blindheit ihres Kindes wohl mehr leiden als dieses selbst, erwarten, dass sie ihm in solchen entscheidenden Momenten die richtige Haltung entgegenbringen? Wie schwer ist es für sie, ein solches Kind nicht zu verwöhnen! Wie kann eine Mutter ihr Kind zur Selbständigkeit erziehen, wenn sie in tausend Aengsten schweben muss, es könnte in Gefahr geraten? Auch das Gegenteil ist denkbar: Im Bestreben, das behinderte Kind nicht zu bevorzugen, kann es leicht zu hart angefasst werden. Es darf nicht bestraft oder gescholten werden für ein Missgeschick, das ihm seines Gëbrechens wegen passiert ist.

Das blinde Kind erhält Privatunterricht. Es zeigt sich, dass es trotz seiner Blindheit imstande ist, allerhand zu lernen. Wird es da von seinen Angehörigen nicht zu sehr bewundert? Es gewöhnt sich daran, als etwas Besonderes angesehen zu werden. Der Aufenthalt im Blindenheim dagegen zeigt ihm, dass es mit seiner Besonderheit nicht allein auf der Welt ist. Es merkt, dass seine Kameraden auch etwas können, ja, vielleicht sogar mehr als es selber. Sein Ehrgeiz wird geweckt; es bemüht sich, mit den andern Schritt zu halten. Das Kind fühlt sich wohl, weil es nicht mehr auffällt mit seiner Behinderung. Es erlebt ein ganz neues Gemeinschaftsgefühl. Hier ist es nicht mehr das Hilfsbedürftigste. Es kommt sogar vor, dass es einem Kameraden in irgend einer Lage helfen kann, was ihm im Geschwisterkreise wohl selten möglich war. Das stärkt sein Selbstvertrauen und macht es glücklich. Das Kind ist nicht mehr allein mit seinen Schwierigkeiten und Problemen. Seine Erzieher, wenn sie wirklich Berufene sind, helfen ihm und seinen Kameraden, sie zu lösen.

Natürlich darf das Heim die Kinder nicht von der Umwelt abschliessen. Sie sollen vor allem mit ihren Angehörigen in Verbindung bleiben. Während meines Aufenthaltes in der Blindenanstalt habe ich so viele wertvolle Menschen gefunden, deren Freundschaft ich nicht ohne weiteres gegen eine im Elternhaus verlebte Kindheit eintauschen möchte. — Viele meiner Kameradinnen und Kameraden stehen als «Eingegliederte» tapfer im Lebenskampf, und niemand dürfte behaupten, dass die Erziehung im Blindenheim sie lebensuntüchtig gemacht habe; wobei noch abzuklären wäre, ob der Lebenskampf tatsächlich erst ausserhalb der Anstalt beginnt.

Hanna Junker

*

Zu der Frage, ob heute eine Blindenschule noch nötig sei, oder ob das blinde Kind zu Hause erzogen und in einer Spezialschule ausgebildet werden soll, möchte ich aus meiner eigenen Erfahrung einige Gedanken äussern. Dabei ist zu erwähnen, dass ich zu den sogenannten eingegliederten Blinden gehöre.

Meine Kinder- und Schulzeit in der Blindenanstalt Spiez gehört zu den glücklichsten Zeiten meines Lebens. Nie in meinem Leben bin ich mir meiner Behinderung so wenig bewusst gewesen wie damals, und ich glaube, dass gerade das ein grosser Vorteil für den Jugendblinden ist, dass er unter Seinesgleichen aufwächst und sich frei und ungehemmt entwickeln kann, ohne ständig das Bewusstsein von Benachteiligung und Anderssein empfinden zu müssen. Das Selbstgefühl, das später so viele Proben zu bestehen hat, kann sich ungestört entfalten.

Zu meiner Zeit, ich gebe es zu, hätte der Schulunterricht in mancher Beziehung etwas geeigneter sein können und hat nicht ganz das nötige Rüstzeug für meinen jetzigen Beruf geboten. Trotzdem war mir die Schule eine Freude, und was unterrichtet wurde, war lebendig und anschaulich gestaltet.

Vor allem aber denke ich in grosser Dankbarkeit an die schöne Gemeinschaft mit meinen Kameraden, in der ich aufgewachsen bin. Ich erinnere mich der früheren Kinderspiele; später des gemeinschaftlichen Singens und Musizierens, des Turnens, des Spielens im Freien, des Wanderns, Schwimmens usw. Es sind dies Dinge,

die einem blinden Kinde, wenn es sie mit Sehenden ausführen würde, unter Umständen viel verborgenes Herzeleid bringen könnten. So aber waren sie eitel Freude und förderten, zusammen mit der Schule, die geistig-seelische Entwicklung. Wir lernten uns frei und ungehindert bewegen, einordnen und anpassen, Fähigkeiten, die, wie keine anderen, dem blinden Menschen unter Sehenden zustatten kommen.

In meinen Schuljahren habe ich diejenigen Freundschaften geschlossen, die meinem Leben Sinn und Inhalt geben, und von denen ich weiss, dass sie dauern werden. Auch wenn ich von den meisten unter ihnen räumlich getrennt bin, wissen wir doch, dass wir für einander da sind und jedes am Schicksal des andern Teil hat.

Meinen Beruf übe ich heute unter Sehenden aus und habe mit ihnen eigentlich vorwiegend gute Erfahrungen gemacht; mit einigen unter ihnen bin ich sogar gut befreundet. Nie habe ich im geringsten das Gefühl, von ihnen als «Anstaltsblinde» taxiert und entsprechend behandelt zu werden. Mit meinen Arbeitskolleginnen gerate ich eher deshalb hie und da in peinliche Situationen, weil sie ganz vergessen, dass ich nicht sehe. Trotz dieses wirklich guten Einvernehmens könnte ich ohne die Freundschaft mit einigen meiner ehemaligen Schulkameraden nicht auskommen. Es ist doch immer wieder eine Wohltat, mit Seinesgleichen zusammen zu sein. Nirgends kann man sich so gut über die Schwierigkeiten, die im Zusammenleben mit Sehenden eben doch bestehen, aussprechen und wohl auch einmal herzlich darüber lachen. Meiner eigenen Familie gegenüber möchte ich nun aber doch nicht undankbar sein. Vor allem soll dieser Artikel in den Eltern nicht die Befürchtung aufkommen lassen, dass ihr Kind in einer guten Heimgemeinschaft seinem Zuhause entfremdet würde. Dieser Fall könnte sicher dann eintreten, wenn das Kind nie in seine Familie zurückkehren dürfte. Die Leitung eines Blindenschulheims muss dafür besorgt sein, dass die Bindung des Kindes an seine Familie erhalten bleibt. Darum sind die Bestrebungen, die Kinder ihre Ferien, ja sogar Wochenende bei ihren Angehörigen verbringen zu lassen, sehr zu begrüssen.

Auch hier spreche ich aus eigener Erfahrung: Aus familiären Gründen habe ich meine Ferien nicht immer zu Hause verbracht, was zur Folge hatte, dass tatsächlich eine gewisse Entfremdung zu meinen sehenden Geschwistern eingetreten ist, während das Verhältnis zur Mutter durchaus ungestört blieb.

Marie Engler

Eine Arbeitstagung über Ernährungsprobleme

Am Donnerstag und Freitag, den 12. und 13. Mai 1960, findet im Kurtheater Baden eine Arbeitstagung über «Vollwertige Ernährung und Gemeinschaftsverpflegung» statt, veranstaltet von der Schweiz. Gesellschaft für Ernährungsforschung und der Schweiz. Gesellschaft für Präventivmedizin, in Zusammenarbeit mit dem Institut für Ernährungsforschung, Rüslikon-Zürich. Die Veranstaltung ist öffentlich und wendet sich an Ernährungsfachleute, an Persönlichkeiten in leitenden Stellungen der Industrie, an Leiter von Gemeinschaftsverpflegungen in Betrieben, Spitälern, Erziehungsheimen usw.